

20

Offener Brief an Karl Barth.

Sehr verehrter Herr Kollege Barth,
die Erklärung, die Herr Kollege Dörries und ich unter dem 27. Januar 1932 haben ausgehen lassen*, hat Sie veranlaßt, in einem Artikel der Frankfurter Zeitung selbst als Lehrer hinter Ihrem Schüler Dehn — nach Ihren näheren Angaben darf man wohl von einem sehr ungewöhnlichen Maß der Abhängigkeit sprechen — hervorzutreten. Sie geben dabei — ich weiß nicht, warum — mir einen gewissen Vorzug vor Herrn Kollegen Dörries, indem Sie mich persönlich zur Rechenschaft ziehen über mein Verhältnis zur Theologie und zu Ihrer Theologie insbesondere. Es scheint Ihnen danach an einem öffentlichen Wort von mir an Sie gelegen zu sein. Hier ist es.

Stoffs genug hätte ich dazu allein durch die Aufgabe, das falsche Bild von unsrer Stellungnahme, das Sie im Leser erwirken, richtigzustellen. Sie sprechen „von den in der hallischen Universitätszeitung schreibenden, dichtenden und Karikaturen zeichnenden Kommilitonen und den dieser Jugend geradezu ihre Dankbarkeit ausdrückenden Theologieprofessoren Hirsch und Dörries“. Auch Leser, die die Kriegslisten der von Ihnen seit Jahren in das theologische Gespräch übertragenen journalistischen Kunst in Rechnung stellen, werden meinen, wir hätten uns mit der Kampfweise der hallischen Studenten ganz einverstanden erklärt. Die Wahrheit ist, daß sich unsre Erklärung gegen diese Kampfweise durch Forderung eines Kampfes auf dem Wege der Freiheit und des Geistes scharf abgrenzt und sich unsre Dankbarkeit auf das Ja der deutschen Jugend zu Volk und Freiheit bezieht. Sie schreiben von unsrer (nämlich Dörries' und meiner) „Parteil Jugend“. Die Wahrheit ist, daß wir uns, von allem Parteipolitischen absehend, zu einem deutschen Wollen bekannt haben, das in jungen Menschen sehr verschiedenartiger Parteilzugehörigkeit lebendig ist. Sie tun so, als ob bestimmte theologische Ergebnisse Dehns uns veranlaßt hätten, von einer Untergrabung seiner Wirksamkeit unter jungen deutschen Menschen durch ihn selbst zu reden. Die Wahrheit ist, daß wir uns zu der Freiheit der Theologie auf jede Gefahr des Ergebnisses hin bekannt haben. Diese Art von Ihnen, den Kampf gegen uns zu führen, schien mir, wenn sie von irgendeinem andern als von Ihnen ausginge, den Vorwurf mangelnden Verantwortungsgefühls hinreichend zu begründen. Bei Ihnen erinnere ich mich jedoch rechtzeitig daran, daß es Ihnen bisher noch niemals gegeben worden ist, einen Ihnen quer liegenden Gedankengang eines andern richtig zu verstehen und wiederzugeben. Seit Jahren tragen diejenigen theologischen Arbeiter, die Ihr Mißfallen erregen, es als ihr Kreuz, daß es bei Ihrer Polemik nicht ohne falsche Unterstellungen abgeht, und wir alle haben begriffen, daß es sich dabei Ihrerseits nicht um bösen Willen, sondern um eine unüberwindliche Grenze der geistigen Veranlagung handelt. Ich würde mir also komisch vorkommen, wenn ich nicht meinerseits ebensoviel christliche Geduld Ihrer Polemik gegenüber aufbrächte als die Leidensgefährten.

Ernstter nehme ich eine andre Schwierigkeit des Gesprächs. Sie weisen selbst darauf hin, daß Sie Schweizer sind. Ich weiß und ehre es als Ihre

* Wortlaut unter den Kleinen Beiträgen. D. Schr.

ationale Entscheidung, daß Sie Ihr Schweizertum mit scharfer Bewußtheit als national und staatlich von unserm Deutschtum sich unterscheidende Größe fassen und daß Sie seinerzeit die Einbürgerung in Deutschland nicht gewollt haben als mit der Ihnen natürlichen Treue gegen Ihr eignes Volk nicht vereinbar. Wahrscheinlich sind Sie daher auch heute noch im formell-rechtlichen Sinne Ausländer. Auch wenn man aber von diesem Rechtlichen absieht, dem Herzen nach sind Sie nicht mit dem deutschen Volke und Staate als dem Volke und Staate Ihrer selbst und Ihrer Familie verbunden. Sie empfinden sich als Gast, und Sie stehen zu uns und unserm Geschick in der Rolle des stark mitinteressierten Beobachters. Was das bedeutet, ist Ihnen aber nicht klar. Es geht nicht etwa um die Schonung gewisser nationaler Empfindlichkeiten, die Ihnen als letztlich „nicht verständig“ erscheinen. Im Gegenteil, wir erwarten von dem bei uns lebenden Gaste gar nicht, daß er fühle wie einer, der ganz zu uns gehört, und ertragen von ihm darum manche Äußerung, die uns am Gliede unsers eignen Volkes unerträglich wäre. Es geht vielmehr darum, daß das Fehlen eines letzten Gefühls unbedingter Zusammengehörigkeit mit unserm Volke und Staate Ihrem Verständnis deutscher Dinge Grenzen zieht, die Sie innerlich achten lernen müssen. Wer jetzt nicht mit den Wurzeln seines Lebens und mit seinem und der Seinen ganzem Geschick unwiderruflich hineingebunden ist in das deutsche Schicksal, wer jetzt nicht sich und die Seinen mit uns von dem gleichen ehernen Ringe umschlossen weiß, ihm fehlt eine wesentliche Bedingung, uns in unsrer verzweifeltsten Lage zu verstehen, und damit das innere Maß für die Leidenschaft und die Ziele gegenwärtigen deutschen Wollens. Durch Ihr unvorbehaltenes Sichgleichsetzen mit Ihrem Schüler Dehn haben Sie sich auch dessen Worte über die Dämonie des Wollens der gegenwärtigen deutschen Jugend auf Volk und Freiheit hin zu eigen gemacht. Darf ich Sie an die ernststen Worte erinnern, die Paul Althaus letzten Sommer Schweizer kirchlichen Kreisen entgegenhielt, als diese über bestimmte Richtungen in der deutschen Freiheitsbewegung christlich abzuurteilen schienen? Unser Ja zu Volk und Freiheit ist leidenschaftlich, und unser Jorn gegen den Volksgegnen — also nicht gegen Sie, den Gast —, der es nicht fühlt, ist eine sehr paradoxe Verkehrung der um ihn werbenden, ihn zur Deutschtum aufrufenden Liebe. Wer nicht mit uns in der Lage ist, mit dem deutschen Schicksal sein und seiner Kinder Existenz zitternd vor Gott zu bringen, wer nicht in unserm inneren Sichentscheiden drin zu stehn durch seine Existenz gerufen ist, der kann auch nicht wagen, ob unser Wollen in Gott gebunden ist oder nicht.

Entsprechende Grenzen Ihrer Urteilsmöglichkeit bestehen für die mit dem Verknechtungskriege der Welt wider unser Volk und Land zusammenhängenden Fragen. Eine „harmlose“ Angelegenheit nennen Sie die Frage um die Gedenktafeln in den Kirchen. Sie haben sich ja auch nie in eine deutsche Mutter einfühlen müssen, die ernsthaft mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß die Knochen ihres Jungen von irgendeinem belgischen Bauern auf den Mist geworfen worden sind, und nicht in die der zahllosen deutschen Mütter, Schwestern und Frauen, die einen geliebten Menschen ins Feld ziehen sahen und nichts als ein Briefchen des Kompagnieführers und eine amtliche Verlustliste wiederzusehen bekamen, und allenfalls die Photographie eines namenlosen Massengrabs, das die irdischen Reste mit decken

sollte, besitzen. Für solche Menschen ist keine erhabene Gleichgültigkeit möglich, wenn ein im Namen der Kirche Redender, durch Sie in seinem Gewissen verwirrt, Bedenken hat, ob sie den Namen wenigstens an einer Stätte angeschrieben sehen dürfen, da Christen sich zum Gebete versammeln, und zwar deswegen Bedenken hat, weil der Sohn, Bruder oder Gatte ja immerhin trotz seiner Aufopferung in hinreichendem Verdachte stehe, wider das fünfte Gebot gesündigt zu haben. Vielleicht verstehen Sie an dem Gesagten, daß Sie sich zu weit vorgewagt haben und deutschen Männern die Entscheidung darüber überlassen müssen, welche mit dem deutschen Schicksal zusammenhängenden Fragen so ins Herz schneiden, daß eine Erörterung nur in der Zartheit der sich mit Deutschlands Schicksal in eins setzenden Liebe geschehen darf. Die Logik des Herzens lernt man nicht, wenn man sich nach Ihrem Vorschlag an einen Schreibtisch setzt, um Theologie zu treiben.

Nach diesen beiden Vorbemerkungen lassen Sie mich zu der Sache kommen, die Ihnen am Herzen liegt, zu der feierlichen Aufforderung an die deutschen Theologen und insbesondere auch an mich, die durch die von Ihnen inaugurierte dialektische Theologie geschaffene Lage ernst zu nehmen. Wir sollen e r s t e n s vor allem die allgemeinen theologischen Grundlagen diskutieren, von denen aus sich Dehns oder, wie man nun vielmehr sagen muß, Ihre Bedenken zur Kriegsfrage ergeben, z w e i t e n s auch bei dem Hineingehn in die konkreten Streitfragen den Gegensatz als wissenschaftlichen behandeln.

Was das E r s t e anlangt, so bin ich einigermaßen erstaunt gewesen. Seit einem Jahrzehnt hat so gut wie jeder sich der Systematik annehmende Theolog in Buch oder Aufsatz oder beiden seine ernsthafte Beschäftigung mit der sogenannten dialektischen Theologie unter Beweis gestellt. Keinem deutschen Theologen im neunzehnten Jahrhundert ist eine solche Ernsthaftigkeit des Ringens mit seinen letzten Einsichten und Absichten bei den Zeitgenossen begegnet wie Ihnen. Ihnen ist es anscheinend noch nicht genug gewesen. Was nun mich persönlich anlangt, so können Sie wissen, daß Ihre Aufforderung mir gegenüber gerade in dieser Lage besonders unangebracht ist. Ich habe in meinem letzten Buche „Schöpfung und Sünde“ im ernstlichen Ringen mit den Voraussetzungen der sogenannten dialektischen Theologie gerade die Grundlagen der theologischen Ethik zu klären gesucht und dabei gerade das Verhältnis des christlich Guten zur Sündhaftigkeit des Kreatürlichen in die Mitte gestellt, d. h. den Punkt, der in Dehns Magdeburger Vortrag die Grundverwirrung angerichtet hat. Verlassen Sie sich vielleicht darauf, daß die Leser Ihres Zeitungsartikels die Sinnlosigkeit Ihrer Aufforderung mangels Kenntnis des theologischen Schrifttums des letzten Jahrzehnts nicht durchschauen?

Es steht mit den Grundauslagen der dialektischen Theologie heute überhaupt ganz anders, als Sie meinen. Die Arbeit des letzten Jahrzehnts ist nicht umsonst gewesen. Niemand wird Ihnen es rauben können, daß Sie in einem bestimmten Durchgangsmoment festländischer evangelischer Theologie der König gewesen sind und die Spuren des Hindurchgangs durch die von Ihrem Römerbriefkommentar geschaffene theologische Lage an jeder seitdem ans Licht getretenen lebendigen theologischen Leistung haften. Aber das ist eine historische Erinnerung, die mit jedem Tage historischer wird. Allenthalben

sind die Geister am Werke, die über die von Ihnen geschaffene Lage hinausführen in neues junges Land. Aber — es sei. Nehmen wir an, die Grundansagen Ihrer Theologie stünden so unangefochten oder so erbärmlich angefochten da, daß Sie ein Recht zu Ihrer Aufforderung hätten, und die Weiterbildung der sogenannten dialektischen Theologie durch andre sei in den Grundlagen so wenig belangreich, daß Sie noch ein Recht hätten, sich als Wortführer dieser ganzen theologischen Bewegung zu geben. Wer sagt denn da, daß sich von diesen Grundlagen aus so selbstverständlich Ihre durch Dehn in Magdeburg an den Tag gekommenen Bemerkungen zur Kriegsfraage ergeben? Nehmen Sie guten Rat an. Es schadet einer Theologie immer, wenn ihr Urheber den für ihn notwendigen Zusammenhang zwischen Grundeinsicht und Einzelanwendungen als unantastbare sachliche Selbstverständlichkeit behaupten will. Sie verfielen damit der Hybris der Philosophie, den geschichtlichen Ursprung alles reflektierenden Denkens im Einzelmenschen mit den zufälligen Grenzen und Bedingtheiten seiner Wirklichkeitserschlossenheit zu vergessen. Schon hat sich in de Quervain ein junger Schweizer gefunden, welcher von theologischen Voraussetzungen aus, die Sie im wesentlichen billigen müssen, den Weg hinüberbahnt zu dem jungen Denken, das sich seiner Verwurzelung in Volksgemeinschaft und Schicksalsgemeinschaft als einer von Gott gesetzten Lebenswirklichkeit bewußt ist. So anders die theologische Grundhaltung de Quervains ist als die von Althaus oder mir, in der konkreten politischen Ethik hat er einen Boden gefunden, auf dem ein Weiterbauen in unserm Sinne möglich ist. Und nur wenn sie auf dem von de Quervain eingeschlagenen Wege entschlossen weiter geht, weit, weit weg von Ihnen und Dehn, wird die sogenannte dialektische Theologie noch die Möglichkeit haben, lebendig einzuwirken auf junge deutsche Menschen, die sich ihrer Deutschtum bewußt sind und die Befreiung unsers Volks aus seiner gegenwärtigen Knechtung für ihre von Gott ihnen gegebene und dadurch heilige Pflicht halten. H.E. Kollege, es ist objektiv eine Verfälschung des Tatbestands, wenn Sie erklären, es ginge im Falle Dehn um die dialektische Theologie. Es geht um die Einseitigkeit zweier Theologen, eines Schweizers und eines von diesem geistig beherrschten Deutschen, welche aus den zufälligen Schranken ihrer eignen Lebensbemächtigung eine Angelegenheit der Theologie und der Kirche machen.

Ich bin schon nahe herangekommen an Ihre andre Aufforderung, die ich dahin formen darf: wir möchten doch die Fragen auch der politischen Ethik in möglichster wissenschaftlicher Grundsätzlichkeit abhandeln. Hier hab ich mich nun zwiefach über Sie gewundert. In der Generation der bei Kriegsende ungefähr Dreißigjährigen bin ich der, der mit „Deutschlands Schicksal“ einer denkenden Beschäftigung der Theologie mit den Fragen Volk und Menschheit, Staat und Krieg die Bahn zu brechen suchte. Ich erinnere mich noch genau meiner Sorge beim Herausgehen des Buchs, ob man die innere theologische Nötigung, diese Fragen anzugreifen, verstehen oder mich als einen Seitensprünge machenden Dozenten vielleicht nach meiner wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit gering beurteilen würde. Seitdem habe ich gerade unter den Theologen unendlich viele Mitarbeiter bekommen, die jeder von ihrem Standort aus, in ähnlichem oder in ganz anderm Geiste, den

gleichen Fragenkreis durchgrübelt haben, — so viele, daß mein Buch angesichts der heute reich entwickelten Erörterung dem Theologen vielfach überholt erscheinen muß und von ihm kaum noch verstanden wird. Rudolf Smend hat neulich ausgeführt, daß das ganze leidenschaftliche geistige Ringen der deutschen evangelischen Theologie des letzten Jahrzehnts um das rechte Verständnis von Volk und Staat einem kommenden Kirchenhistoriker gerade als die Großtat der evangelischen Theologie der Nachkriegszeit erscheinen wird. Wenn es einen wissenschaftlichen Einwand gegen Dehns Vortrag gibt, so ist es der, daß er von dieser ganzen reichen Arbeit keine Kenntnis genommen hat und einfach als Laie, so als ob er zum ersten Male zur Sache redete, spricht. Das ist es auch, was jedem ernsthaft an diesen Dingen Arbeitenden die Lust genommen hat, sich mit Dehn auseinanderzusetzen. Dieser Vortrag ist wirklich kein Stück theologischer Arbeit, das ernst genommen zu werden verdiente. Er ist einfach das Noterzeugnis eines in einem arbeitsreichen Großstadtpfarramt stehenden Pfarrers, der nicht Zeit hatte, sich auf dem Stande der gegenwärtigen theologischen Erörterung zu halten. Es tut mir leid, dies jetzt so öffentlich feststellen zu müssen, und das Geschrei, das man deshalb über mich machen wird, gelte mir schon im voraus in die Ohren. Aber die Feststellung ist durch Ihre Aufforderung unvermeidlich geworden. Unbegreiflich, daß Sie so das Augenmaß verloren haben. Kennen Sie das ganze reiche Schrifttum des letzten Jahrzehnts zu diesen Fragen vielleicht selber nicht? Oder sind Sie ein Opfer jener unter Ihren blinden Parteigängern geworden, welche jede von einem dialektischen Theologen bedruckte Seite für ein Ereignis halten und alles andre als nicht vorhanden betrachten? Hüten Sie sich vor den Anhängern! Diesen Rat erteile nicht ich Ihnen, sondern ein Mann, zu dem wir beide gemeinsam aufschauen, Søren Kierkegaard.

Aber es ist noch etwas andres zu Ihrem Appell an unsern wissenschaftlichen Fleiß und Ernst zu sagen. Sollten Sie wirklich meinen, daß die Wissenschaft Meisterin und Entscheiderin aller Fragen sei? So haben manche Menschen des neunzehnten Jahrhunderts gedacht, über die wir heut lächeln, und Sie selbst haben, sofern ich mich recht erinnere, über solche Herren sogar recht derb gespottet, wenn sie Ihnen bei Ihren Kreuzfahrten im Reich der Theologie gerade schußgerecht vor die Flinte gekommen sind. Mit mir wissen Sie, daß der Glaube, durch dessen Schenkung an uns Gott über uns entscheidet, vor und über aller theologischen Denkarbeit steht. Mit mir wissen Sie, daß das Durchdenken auch jeder humanen Lebensfrage allein in der Besinnung auf Grund und Recht jeder menschlichen Existenz vor Gott wahrhaftig wird und eben damit auf eine Urgrenze jedes Denkens und Redens stößt. Mit mir wissen Sie, daß wenn man dort jene Grenze überhüpft, vom Glauben, wenn man hier diese überhüpft, vom Menschsein nicht richtig gesprochen werden kann, daß also die Erinnerung an diese beiden Grenzen keine unfreie Einengung der Theologie bedeutet, sondern die einfache Forderung der Sachlichkeit im Tun theologischer Arbeit. Von daher sollte Ihnen die — klar von uns geschaute — Paradoxie, die im zweiten Punkt der Erklärung von H.E. Kollegen Dörries und mir enthalten ist, zugänglich gewesen sein. Wir geben einerseits alles wahrhaftige theologische Denken und Grübeln über den Krieg — ich darf hinzufügen: auch

über Volk und Staat — frei, ohne Vorbehalt, auf jede Gefahr. Wir fordern anderseits von einem deutschen Theologen, daß er, wenn er über diese Dinge denkt und redet, sich seiner existentiellen Bindung in das deutsche Volk, in die gegenwärtige Stunde dieses Volks, in den notwendigen Freiheitswillen dieses Volkes bewußt bleibe. Er soll diese Bindung Gott untergeben und sich von Gott den Weg in ihr weisen lassen und keine Not, keinen Abgrund auf dem Wege dieses Grenzens und Richtens aus Gott und auf Gott scheuen. Er darf aber niemals so denken und reden, als ob er nicht existentiell in dieser Bindung stünde, er darf diese Bindung mit seinem Denken nie vergessen oder zerstören wollen.

Was könnten Sie nun darauf erwidern? Wollen Sie leugnen, daß die Eingliederung in Volk und Staat, und in die geschichtliche Stunde und geschichtliche Aufgabe von Volk und Staat mit meiner Existenz als Mensch so verwoben ist, daß ich sie nur in Ungehorsam gegen den, der mich in sie gesetzt hat, verleugnen könnte und nur durch Abgleiten in nicht-existentielles, also theologisch belangloses Gerede nicht zum Grundpunkte desjenigen Verstehens von Volk, Staat und Krieg machen könnte, welches mir als Theologen aufgegeben ist? Wollen Sie es wirklich? Dann würden Sie an die Stelle der konkreten menschlichen Existenz, die uns gegeben ist, der in der Geschichte, eine abstrakte menschliche Existenz setzen, die nur im Hirne einiger philosophischen und theologischen Spekulantien vorkommt. Es ist die Not unsers Denkens, daß wir diese existentielle Konkretion niemals mit ihrer ganzen Fülle hineinnehmen können in unsere Reflexion. Daran spüren wir, daß wir als Menschen denken, und ich denke auch, als Menschen Theologie treiben, und nicht als Gott. Ich mache keinem Theologen einen Vorwurf, daß er von unsrer Existenz in abstrahierenden Begriffen allein reden kann. Ich halte es aber für eine Pflicht der Sachlichkeit, ohne deren Erfüllung mir theologisches Denken genau so unmoralisch wird wie bei entsprechendem Fehler philosophisches, daß unsere Begriffe immer scharfer Ausdruck gerade derjenigen Seite unsrer existentiellen Konkretion sind, die wir gerade entscheidend unter Gott grenzen wollen. Diese Forderung geltend gemacht zu haben in der besonderen Anwendung auf den deutschen Theologen, der heut in Deutschland über Volk, Staat und Krieg denkt, das ist der einfache Sinn des von H.C. Kollegen Dörries und mir Gesagten.

Sie führen gegen uns als warnendes Menetekel drohender Barbarei ein Hitlerwort an. Wenn dies Wort von einem verantwortlichen Theologen oder Wissenschaftler geschrieben wäre, würde ich Ihr Entsetzen verstehen. Es ist der einseitige Gegenschlag gegen den Dünkel jener volksentfremdeten Intellektuellen, die nie begriffen haben, daß sie und ihre ganze Reflexionskultur nur in einem starken und freien Volke möglich war, das sich manche Krankheit leisten kann. Wer den Dünkel dieser Intellektuellen selber satt hat bis dort hinaus, wer die zerstörenden Wirkungen ihrer in der Luft schwebenden Geistigkeit auf alles Gemeinschaftsleben selber beobachtet hat, wird die Einseitigkeit an jenem Wort zum mindesten verzeihen. Diese Intellektuellen, sie haben jedenfalls nicht das Recht, gegen das Hitlerwort aufzumucken. Dies Recht haben allein wir, die wir uns unsrer existentiellen Bindung an unser Volk und sein Schicksal und seinen Freiheitswillen mit jedem Tage neu bewußt werden. Haben Sie keine Sorge um unsere Göt-

finger Studenten der Theologie: sie werden mir gerne bezeugen, daß ich das Aufmucken gegen die Verächter des Geistes noch nicht verlernt habe und wenig Aussicht ist, ich werde es je verlernen.

Schade, schade, daß Sie nicht gemerkt haben, wie Sie mit jenen Intellektuellen in eine Gesellschaft geraten, für die Sie viel zu gut sind. In den Jahren des persönlichen Umgangs mit Ihnen, hier in Göttingen, ist mir immer als einer der menschlich liebwerthesten Züge an Ihnen erschienen Ihr ganzes echtes freies Schweizerium. Nie habe ich in dieser Ihrer Volksverbundenheit ein Wanken wahrgenommen, und manchmal habe ich gelächelt, wie unbefangen Sie alle schweizerischen Fragen ungebrochen schweizerisch ansahen und beurteilten. Aber das ist nun mein ernstes und aufrichtiges letztes Wort: falls Sie nicht uns Reichsdeutschen für unser Volk und seine notwendigen Ziele das gleiche zugestehen, was Sie für Ihr Volk selbstverständlich üben, dann wären Sie parteilich, und falls Sie die Ihnen von Gott geschenkte Vollmacht, unsre Jugend zu lehren, gebrauchen, um unsre Jugend in ihrem deutschen Wollen, ihrer deutschen Pflicht — welches diese deutsche Pflicht sei, steht Ihnen nicht an zu beurteilen — zu erschüttern oder zu verwirren, würden Sie Ihr Amt als Lehrer der Theologie mißbrauchen.

Wir Deutsche können mehr vom Ausländer lernen als andre Völker. Wir sind alle bereit, wenn Sie mit einer neuen großen theologischen Leistung unsre theologische Erkenntnis fördern sollten, es dankbar zu nehmen. Wir weigern uns aber, Ihre Rede als die eines Theologen anzunehmen, wenn Sie Ihre theologische Einsicht gleichsetzen mit einer religiös-politischen Haltung, welche aus einem innerlich unwahren, allein dem reflektierenden Schweben des unbeteiligten Beobachters zugänglichen Begriffe von Existenz heraus den durch Gott in seiner Sünddurchwobenheit dennoch geheiligten Ring des Volkstums und seines Schicksals sprengt. Wir handeln auch als Diener am Evangelium, wenn wir es für unrecht erklären, den Glauben an Gott zu wenden gegen das von uns immer neu vor Gott gebrachte Ja unsrer jungen deutschen Menschen zu Volkheit und Freiheit für unser von übermühtigen Siegern zur Verzweiflung getriebenes deutsches Volk.

Göttingen, den 27. Februar 1932.

Ihr Ihnen auch in Zorn und Abwehr ergebener

Emanuel Hirsch.

Erlesenes

Aus Edwin Erich Dwingers Werken*.

Aus der „Armee hinter Stacheldraht“.

Vereniki.

Seit kurzem herrscht in unserem Lager wieder eine „Repressalie“. Mit der Begründung, daß es den russischen Offizieren in Deutschland schlechter gehe als uns, ist seit zwei Wochen verboten, nach acht Uhr abends noch die Zimmer zu verlassen.

* Vgl. dazu hinten die Beiträge von Kalkschmidt und A. E. Günther.